

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Die erste Weltumseglung.

Es ist ein ungemein farbenreiches Buch, das das Brodhaus in seiner sehr begriffswerten neuen Sammlung „Mitte Reizen und Abenteuer“ und in der Bearbeitung von Dr. Hans Wille herausgebracht hat, mannig vom ersten Anfang bis zum Ende. Schon der Lebensgang des Mannes, dessen Heldentum nach seinem Tod die von ihm zur Hälfte durchgeführte erste Weltumseglung pollenden durften, erweist unsere Anteilnahme. Als Sohn eines portugiesischen Edelmanns geboren, verließ Fernando de Magalhães seine Jugend am portugiesischen Hof. Der Weltname hat die Ehre, wenn bei der Tafel oder sonstwie von den Wundern Ostindiens die Rede ist. Mit 25 Jahren ist er selbst drüben. Als Soldat. Er zeichnet sich bei der Eroberung von Malakka aus. Er hat aber dann selbst im Weg, indem er sich mit einem Boot gegen den Willen des Königs ausrichtet, Goa angangewiesen. Damit verliert er alle Ausichten, es in Ostindien weiter zu bringen. 1511 kehrt er mühsam nach Portugal zurück. 1513 gehen wir ihn kämpfend in Marokko. Durch einen schicksalhaften Vorfall am Knie verwundet und an einem Bein lahm geworden, kehrt er als Kriegswundtode heim. Aber ohne den hierzu erforderlichen Urlaub. Unterdrückung, Prozeß und Verhaftung. Die Bitte um Erlassung seiner 7 (!) Mal monatlich bezugenden Pension wird abgelehnt. Magalhães geht als glühender, unzufriedener Knecht auf sein vom Vater ererbtes Bandgut, gründet dort eifrig über seiner robusten nautischen, nachdem er lang Knie gelitten, am eigenen Leib die Nützlichkeit der alten Wahrheit erprobt, daß der Prozeß nichts am Vaterland gelte, kommt er 1517 nach Spanien, wo es ihm bald gelang, das höchste Amt in Sevilla für seinen Vater zu gewinnen, die „Gewinnzinsen“ der Kolonien, auf einem anderen als dem bisherigen, über die Schiffe Afrika zu segeln, auf dem westlichen Seewege zu erreichen. Am 20. September 1519, da ihm der Kaiser die hundertfache Hand gibt, möchte auch Portugal ihn wieder haben. Als dies mißlingt, fällt ihm die alte Heimat mit all ihren Reizen in den Rücken. Aber Magalhães trübselig über alle Ränke, und am 20. September 1519, in demselben Jahr, in dem Cortes seinen abenteuerlichen Zug nach dem Hofland von Mexiko antritt, legt er mit fünf Schiffen, zu deren Untertanen und Ausrichtung auch die Augsburger Fugger beigetragen haben, von Spanien ab.

Den genauesten Bericht über die abenteuer- und leidensreiche Fahrt des Magalhães verdanken wir nun einem Teilnehmer der Reise, dem Antonio Pigafetta. Ein nicht allfälliger Mann dieser italienische Ritter. Er hat eine starke, wie Beobachtungsgabe und ein aufmerksames, sich für alles interessierendes Auge. Wie genau schildert er die mannigfachen Schwierigkeiten, die Magalhães einführt, als ob er ahnte, daß eine spätere Zeit das alles aufnehmen und weiter vertiefen würde. Dazu ist Pigafetta ein wahrhaftiger Däne im Glück. Durch alle Kämpfe wird er von seinem Schutzherrn altes Verdes hindurchgeführt. Der Italiener verliert auch über eine geradezu fabelhafte Gesundheit. Auf der langen, dreißigjährigen Reise, während der Stürme und andere Gefahrenschwierigkeiten unter der Bedienung grimmiger Leute haben, läßt er sich nicht eine Stunde unwohl, vermag nicht einen Tag kleiner Chronikenschrift. Als Mann haben aus 30 — unter ihnen Pigafetta — leben die Heimat wieder. ... Eingehend schildert der Bericht des Ritters die Fahrt zur Südamerikanischen Küste, die Überwinterung in Valparaiso, die Entdeckung der Magalhãesstraße, die Reise durch den Stillen Ozean, die Entdeckung der Marianen und Philippinen, den Tod des Magalhães, die fernerer Abenteuer der Expedition auf Bornéo, Mindanao und den Molukken, die Heimreise. Wir erkennen klar die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich in jeder Hinsicht dem portugiesischen Seemann entgegenstellten, Schwierigkeiten in nautischer Beziehung, in der Versorgungssache, Schwierigkeiten vor allem, die das spanische Schiffswelt, stets zu Meuterei geneigt, dem Führer machte. Die treuen und wehrhaften Eingeborenen der Marianen und Philippinen, die Camorroos und die Tagalen hatten nicht einmal viel Feindschaft vor den besten Waffen der Europäer. Selbst die Gewehre imponierten ihnen nicht sonderlich. In dem Kampf, in dem Magalhães fiel, isolierten sie, sich in seinem Abland lachend, sogar der Musketenkugeln, und bei den Bewohnern der Marianen erweckten die sie treffenden Armbrustkugeln in erster Linie Neugierde. Wenn man all dies liest, kommt man immer mehr, wie zur gleichen Zeit, als die Aufklärung der Südsee des Spaniers lachend, Cortes mit den gleichen Leuten, den gleichen Waffen Mexiko erobern konnte. Bei seinen rebellischen Soldaten und den nicht zu verachtenden Gegnern ist das Verdienst des Magalhães nicht gering, daß er keine Expedition glücklich aus allen Gefahren herausführte!

Vielles, was Pigafetta da erzählt, ist in den schneidenden Rutenweiden des Stillen Ozeans ganz genau so geblieben, wie er es gesehen: die auf Wäldern stehenden Häuser, die Form der Hüte, die Art des Lendenschurzes, die Schminke, die Unlust an allzu alt werden den Königen und Regenten, die selbstlose Scheu vor den Frauenhäusern oder gewöhnlichen Frauen bestimmten Plätzen, an denen der unbeschnittene Körper der Frauen gelehrt werden darf. Heute noch haben die Eingeborenen, auch dort, wo sie etwa Christen geworden sind, ihre alten Götter nicht vergessen und geben zu ihnen, wenn sie etwas Besonderes auf dem Herzen haben, was wie die von Magalhães gelaufenen Tagalen. Heute noch finden sie dem ausgestiegenen Europäer gerade so gern die schwersten Bären auf, wie sie den breiten, treuherrlich gläubigen und wissenschaftlichen Ritter Pigafetta ganz gewiss und unerschrocken angeschlossen haben. Heute noch, freies die Nebenwände, die so groß wie ein Adler sind — so sagt der Italiener — in reicher Färbung mit der Spitze der Köpfe, die jedem Tropenreisenden wohlbekannten, braunäugigen „Korallenbäume“. ... Manches ist aber im Stillen Ozean auch anders geworden. So sind beispielsweise die Bewohner der Marianen nicht mehr braun, wie sie noch Pigafetta gesehen, sondern gelblich, etwa einen Ton dunkler als der Japaner. Folgen der Humilisierung mit dem Spanier, den Söhnen Japans und den Tagalen. Auch sind sie keine freudigen, waschalligen Seefahrer mehr, haben in der langen Zeit der Knechtschaft diese früher ihre beste und liebste Kunst an den immer frei gebliebenen, weidlich von ihnen wohnenden Korallen abzugeben.

Wenn man das Buch Pigafettas aus der Hand legt, hat man ein gutes Bild von Magalhães im Auge: Ganz durchtränkt von Energie, geborener Befehlshaber schon als junger Mensch, und dadurch vielleicht manchmal ein ungewohnter und eigenmächtiger Unterführer, aber immer erste Klasse, wen, wie und wo er an erste Stelle beordert wird. Der kampfslustige Trouper geht nicht leicht mit ihm durch, triumphiert über den Forscher und Gelehrten, der ein Duzend Jahre auf dem Schloß der Väter über diesen Soldaten aus-

gehalten hat. Es wird eben ein Kossak eher General als ein alter Kriegermann ein Schreibersknecht. So hat auch Magalhães seinen so frühen Tod lediglich selbst verschuldet. Schon der ganze Kriegerzug gegen Zebu, der vielleicht nur als eine einfache Parade gedacht war und ein bitterböser Kampf wurde, war völlig unnötig. Man lese die anschauliche Berichterstattung Pigafettas. ... Als Soldat, wie er besonnen, nachdem er den Bogen aus gezogen, ist Magalhães, tapfer bis zum letzten bitteren Ende kämpfend, brav und in höchsten Ehren gefallen. Unter seinen Namen dürfen flüchtig die fursen und schlichten, aber wahren, goldenen Worte gelesen werden, die ihm Pigafetta anlässlich seines Todes weilt: „Magalhães Ruhm wird seinen Tod weit überleben. Er war ein Mann voller Tugenden. In den größten Gefahren bewies er dieselben Entbehrungen und Leiden wie wir anderen. Er war ein großer Seefahrer und Entdecker.“

Die Mitgift.

Von Dorothea G. Schumacher.

In ältester Zeit galt das Weib als des Mannes Eigentum, der Stärkere jagte es den anderen ab und trug es heim. Eine schon höhere Kulturstufe war es, als der heiratslustige Mann zum Vater des Mädchens hinging, mit ihm verhandelte und sie ihm regelrecht abkaufte. Zahlungsmittel waren Güter und Vieh, an dessen Stelle erst später das Geld trat. Noch in der altgriechischen Sprache bedeutet „Kauf“ und zugleich „Geld“. Die Kaufleute fand sich bei den alten keltischen Stämmen, nach deren Gesetz die Frau als absolutes Eigentum des Mannes galt und mit seinen Kindern, Kamelen, Schafen und Eisen in einer Reihe genannt wurde, gleich diesen nur als nutzbringendes Wesen. Später wurde es dort üblich, daß der Vater des Mädchens dem Bräutigam und Käufer eine kleine Zugabe mitgab, und zwar ausseht in Gestalt von Nahrungsmitteln, Gewandung, einem Schmiedelband. Diese Zugabe war zuerst des Gatten Eigentum, und die Frau zog keinerlei Nutzen daraus. Später gewann bei den Germanen auch die Frau das Recht der Rücknahme ihrer Mitgift, und sie empfing sie im Falle des Todes ihres Mannes oder der Auflösung der Ehe zurück, was ihr eine Wiederbeiratung erleichterte.

Bei den alten Indern blieb, Marcus Gesehen zufolge, die Mitgift dem Weib für die Kinder bewahrt, obwohl der Gatte berechtigt war, Fingerring und Kapital im Falle der Krankheit zu vernichten. Im alten Ägypten behielt die Frau das volle Recht auf ihre Mitgift, ja sie durfte damit ganz nach ihrem Gutdünken schalten, und das verlor ihr gesellschaftliche Macht. Derobot berichtete sogar, daß die alte Ägypterin ihren Gatten geradezu beherrschte. „Die Frauen gehen auf den Markt und treiben Handel, und die Männer bleiben lebend daheim.“ Aus Vavurastertien geht gleichfalls hervor, daß der Mann sich der Frau zu fügen habe, schon weil sie körperlich schwächer als er sei. Das blieb so bis zur Regierung des Königs Psamtik IV. Philopater, der zu Anfang des 3. Jahrhunderts vor Chr. die Umänderung dieser Gesetze anordnete. Der Frau wurde das Recht über ihre Mitgift genommen, und zu jedem Schritt in diesen Dingen bedurfte sie der Einwilligung des Gatten, der somit das Haupt der Familie wurde.

Im alten Hellas empfing die Frau anfangs keinerlei Mitgabe. Solon hatte in Ägypten manderlei Mißbräuche des Mitgiftwesens kennen gelernt und bestimmte darnach, daß die Frau in ihr neues Heim nichts weiter mitnehmen solle als drei Änse und ein wenig geräuchertes Hausgerät, denn die Ehe solle keine leibliche Vereinerung sein. Doch mit der fortschreitenden Zivilisation löschte sich die Mitgift ein. Sie wurde später vor der Hochzeit festgesetzt und als das Eigentum des Mannes festgesetzt, das der Frau nur im Falle der Scheidung zurückzuerstatten werden konnte. Der Gatte verpackte die Mitgift und war berechtigt, sie zum Teil zu verbrauchen. Wurde die Ehe gelöst, so war er gehalten, sie doch in voller Höhe zu ersetzen. War er hierzu unfähig, so mußte er den von ihm verbrauchten Betrag allmählich in Zinszahlungen tilgen.

Als der Gebrauch der Mitgift allgemeiner geworden war, wurde es den mittellosen Mädchen nachgerade schwer, einen Gatten zu bekommen. Demosthenes berichtet, daß der Staat solchen Mädchen Geldbeträge verschrieb, ein vom sozialen Standpunkt trefflicher Gebrauch, der sich übrigens heute noch bei slavischen Stämmen findet. Es wird erzählt, daß manche Mädchen (in Hellas) sich unwillkürlich Lebenswandel erzwangen, um sich damit zu späterer Verheiratung ein Kapital zusammen zu sparen. Derselbe Brauch besteht, beläufig gesagt, noch heutzutage bei dem Stamm der Mad Nalle in Nordwestafrika, dessen junge Mädchen erst dann zu heiraten pflegen, nachdem sie sich als Tänzerinnen oder Iole Sängerinnen ein beträchtliches Stück Geld gesammelt haben.

Im altindischen Gesetz war die Mitgift des Weibes Beitrag zu den Ausgaben des Hausstandes, d. h. der Gatte hatte doch Verfügungsrecht darüber. Als Scheidungen häufiger wurden, erwuchs daraus manderlei schwere Konflikte — man änderte später dieses Gesetz. Demnach sollte die Mitgift der Frau ohne Abzug zurückgezahlt werden, entweder im Scheidungsfall oder bei des Mannes Tod. Daß da noch viele Übertretungen vorkamen, besagt Horaz, der darüber klagt, daß Frauen sich mit Hilfe ihrer Mitgift zum Familienoberhaupt aufschwangen! Jedenfalls gab die Mitgift der Frau einen gewissen Haß vor dem Gesetz, und dieser Grundgedanke der Mitgift — Schutz für die Frau — wurde auch von der christlichen Kirche übernommen.

Im Islam erhalten die Frauen oft eine Mitgift, über die sie volles Bestimmungsrecht behalten. Des Mannes Glaubiger dürfen keinen Anspruch auf diese Mitgift erheben, und im Falle einer Scheidung, die in der Religion Mohammeds erwünscht wird, erhält sie die Summe voll zurück. Bei den armeren Schichten empfängt die Frau im Islam keine Mitgift von zu Hause, es wird ihr aber als Ehre angerechnet, recht viele nützliche und gediegene Gegenstände selbst anzufertigen, um ihr so beschaffenes Heim — oft nur ein Zelt — damit auszufüllen.

Die Germanen kauften in ältester Zeit ihre Frauen förmlich durch Gegengabe von Vieh an den Vater; doch wurde daselbst Vieh ihrem Hausstand mitgegeben.

Für die Verbesserungen der Rasse scheint die Mitgift nicht immer vorteilhaft zu sein; denn nur zu oft beeinflußt sie die freie Liebeswahl und macht unangelegenermaßen die Ehe zu einem Akt der materiellen Bereicherung. Wie viele junge, blühende Mädchen müssen unverheiratet bleiben aus Mangel an Mitgift, und wie viele schwächliche, zur Mutterchaft wenig taugliche Mädchen heiraten! ...

Wie immer auch die Menschen über die Mitgift gedacht haben, eins scheint gewiß: daß alles, was der Absicht der Natur entgegenwirkt, zuletzt unheilvoll endet.

Der Kaiser.

Von Bruno Grant.

Ein Kaiser in China hatte 50 Jahre lang zum Wohlgefallen der Götter und zum Heil seines Volkes regiert. Als nun sein Fest gefeiert werden sollte, war vom frühen Morgen an die ganze Hauptstadt auf den Füßen, und aus der Provinz waren ungeheure Menschenmengen herbeigeströmt, die die Gassen erfüllten. Zur vorbestimmten Stunde öffnete sich das Tor der inneren Stadt, und der Festzug erschien, ein unabsehbares Gedränge von Gold, Farben und edlen Gewändern, und in seiner Mitte, getragen unterm jenseitlichen schimmernden Baldachin, der greise Kaiser, der Pflicht der Götter. Alles Volk reichte die Hände und hob sich auf die Fersen, und tausendstimmige Segensrufe erfüllten die sonnige Luft. Da ward das Herz des Kaisers erfüllt von Dankbarkeit und unendlicher Milde. Durch ein Zeichen seiner Hand brachte er den Zug zum Stehen, trat aus dem Baldachin hervor unter den freien blauen Himmel und erhob die beiden Hände und den Blick zu demütigen Gebete. Alles schweigend und folgte der Richtung seiner Augen. Da plötzlich sah man, wie aus der Höhe mit ausgebreiteten Schwingen ein silberner Adler sich niederstieß. Er trug in seinen klammernden Fängen ein gerolltes Pergament. Das legte er sanft in die erhobenen Hände des Kaisers und schwebte zurück in die unvergängliche Heimat.

Alles Volk sah, wie der Kaiser anbetend die Botschaft mit seinen Lippen berührte und sie sodann entrollte.

In purpurnen Zeichen stand da geschrieben: Dir, Kaiser, sei ein Wunsch gewährt!

Der Festzug setzte seinen Weg fort, und inmitten wurde der Kaiser dahingetragen. Sein altes Haupt war geneigt, denn er sann tief und inbrünstig nach, wie er die Gabe der Ewigkeit so werden könne, daß sie ein Festgeheimt werde für sein Volk. Und als sie vor dem großen Tempel anlangten, da hatte er gefunden, wonach er suchte.

Die Pforte des Tempels stand offen zu seinem Empfang, und die golden schimmernde Dämmerung des heiligen Innern lud ihn ein. Aber noch hielt er sich nicht die Treppe emporzutragen. Wieder trat er hervor unter den weiten sonnenleuchtenden Himmel. In seinem Brustgürtel warf er sich zum Gebet nieder auf die Steine des Platzes, als sei er unwürdig, sein Angesicht den himmlischen auszuwenden.

Ringsum aber, von den freilebenden Lansenreitern nur mühsam zurückgehalten, stülpte das Volk das weite Mund des Platzes. Reiche hinter Reiche standen sie im erstirrenden Enge und stießen sich und verteilten sich und baten sich angehaltenen Atem auf die Leben und starrten mit gierigen Augen auf des Schauspiel, wie der Kaiser im feierlichen Ornat hingestreckt lag und sich demütigte.

Und ganz vorne standen die Kinder und Schwestern ohne Mähe und ohne Grimassen zu.

Das Gebet aber, das der alte Mann mit stummer Inbrunst zum Himmel aufstieß, lautete so:

Ihr habt mir einen Wunsch freigegeben, ihr Mächtigen. Doch ich wünsche nichts für mich. Sondern ich bete und flehe. Mächtige, daß in dieser armen Menge, die jetzt meinen Zug betrachtet, einem jedem das gewährt werde, was er in diesem Augenblick von ganzem Herzen wünscht.

So betete der Greis und erhob sich vom Boden. Da aber erblickten seine Augen das Grauen. Denn ringsum stand sein Volk entbaupelt, die ganze dichtgedrängte, unsehbare Menge stand ohne Kopf. Nur die Menschen in den hintersten Reihen hatten den übrigen noch auf den Schultern und die unschuldigen Kinder, die vorne standen.

Da erkannte der Kaiser, was er getan hatte, und wie im Herzen aller der Gassen nicht Festfreude und dankbare Frömmigkeit gewesen war, sondern nur der eine inbrünstige Wunsch:

Ach, fiele doch der Kopf da vor mir zu Boden, damit ich selber besser sehen kann!

Nur die ganz hinten standen und die kleinen Kinder vorne waren nicht verwünscht worden, denn sie waren keinem im Wege.

Da betete der Kaiser zum drittenmal, und die Erbarmen übten Gnade, und alles war wie zuvor. Das ganze Volk stand lebend und unverletzt und allen war es nur, als wäre ein kleiner Taumel, ein leichter Schwindel über sie hingegangen. Priesterlicher Gongus erschallte, der Kaiser ward die Stufen emporgetragen, und die Türen des Tempels gingen zu.

Der Kaiser regierte noch manches Jahr zum Heil seines Landes und zum Beifall der Götter. Allein er mied sein Volk und ward niemals mehr herbeigetragen aus der inneren Stadt. Und die ihn durch funstreiche Gläser von ferne erblickten auf der Blumenbunten Terrasse seines Palastes, die sahen, wie er einsam sah im Gewand aus Seide und mit seinen zahnen Vögeln spielte und sprach, mit dem goldenen Hals, mit dem weißen Band und mit dem Perlstein, der bereit ist, sein Blut zu vergießen.

Der Kommunist.

Von Curt Seibert.

Auf der Straßbahn traf ich meinen Freund Kratochwil. Weltverteiler vom reinsten Wasser mit dem Motto: Jedem das Seine!

Ein wilder Kopf mit wilden Ideen. Einen Hut trägt er nie. Aus zwei Gründen. Erstens sind seine ins Ungeheure wachsenden Haare nicht geeignet dazu, zweitens braucht er niemand zu grüßen.

Eine ich ihm die Hand drücken konnte, fing er schon wieder von seinen Plänen an. Alles müsse zerfallen werden: Der Kapitalismus und das Vaterland, die Polizei und die Rechtsparteien. Und dann müsse man alles verteilen, aber zuerst alles zerfallen lassen. Oder zuerst zerfallen lassen und dann verteilen, oder zuerst verteilen und dann zerfallen. Und besonders bei den Banken müsse man anfangen.

Da ich immer der Meinung der Leute bin, mit denen ich gerade spreche, besonders wenn sie gewalttätigen Charakters sind, stimmte ich ihm vollkommen bei.

Ihr müßt die Polizei im Kapitalismus ersaufen und die Rechtsparteien ans Hafenkreuz schlagen. Dann alles zerfallen lassen, alles verbrennen. Am besten alle Menschen töten und dann verteilten. Aber zuerst die Banken, da hast du recht.

Und ich führte ihn einige Straßen weiter, wo an einer Ecke sich die Deutschösterreichische Bank befand. Vor dieses Institut stellte ich den Weltverteiler und sagte:

Hier müßt ihr anfangen, und zwar gleich heute Nacht. Doch laßt euch jener das Schwert geben, als er mich wild am Arm packte und schrie:

„Bist du wachsam? Auf der Bank habe ich doch mein ganzes Geld liegen!“

